

Texte von Agnès Laube und  
Illustrationen von Evelyne Laube

O B

S T



**O B S T**

**Texte von Agnès Laube und  
Illustrationen von Evelyne Laube**

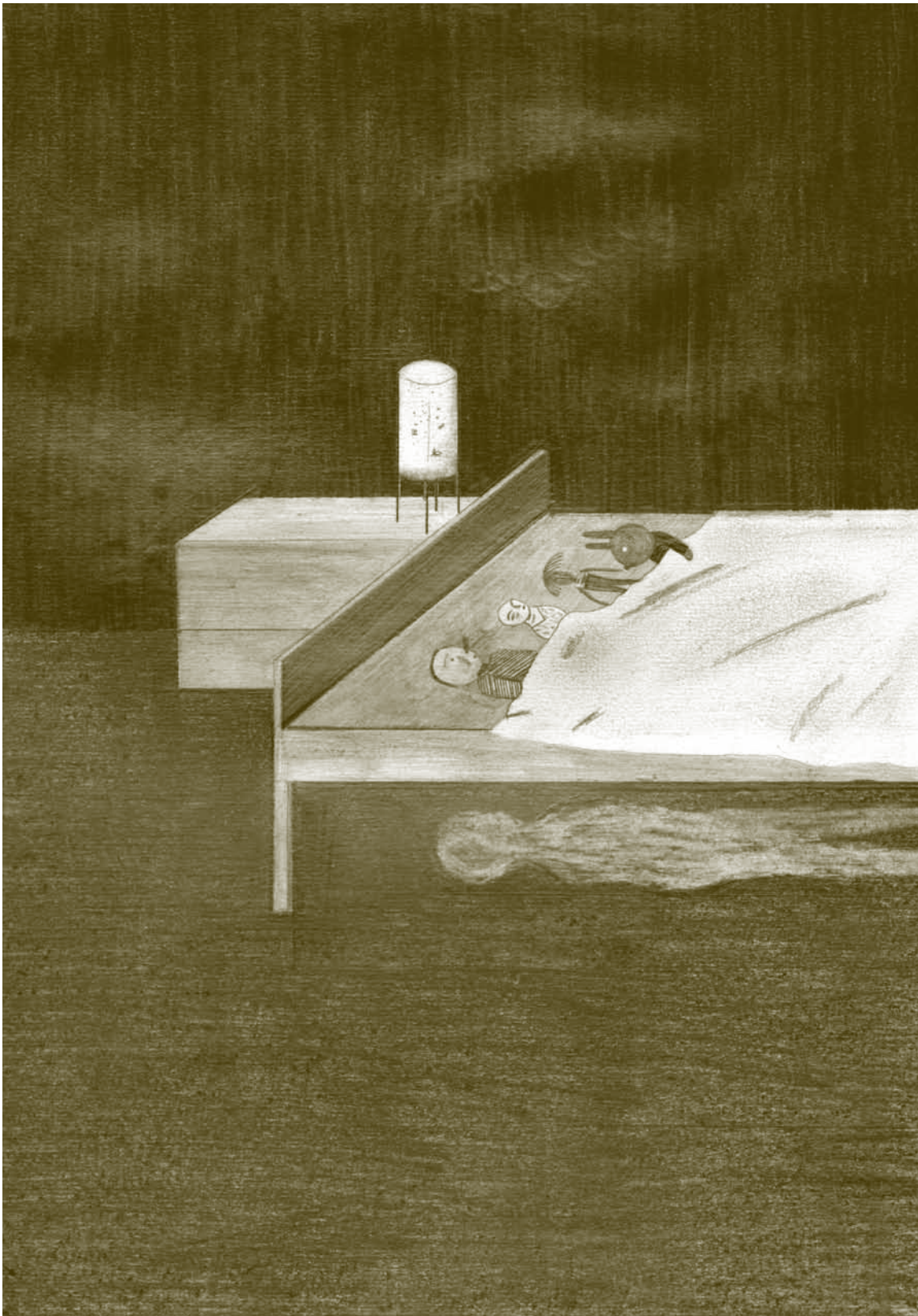


«Ich bitte Sie sehr zu blühen»  
— *Hans Eisler*



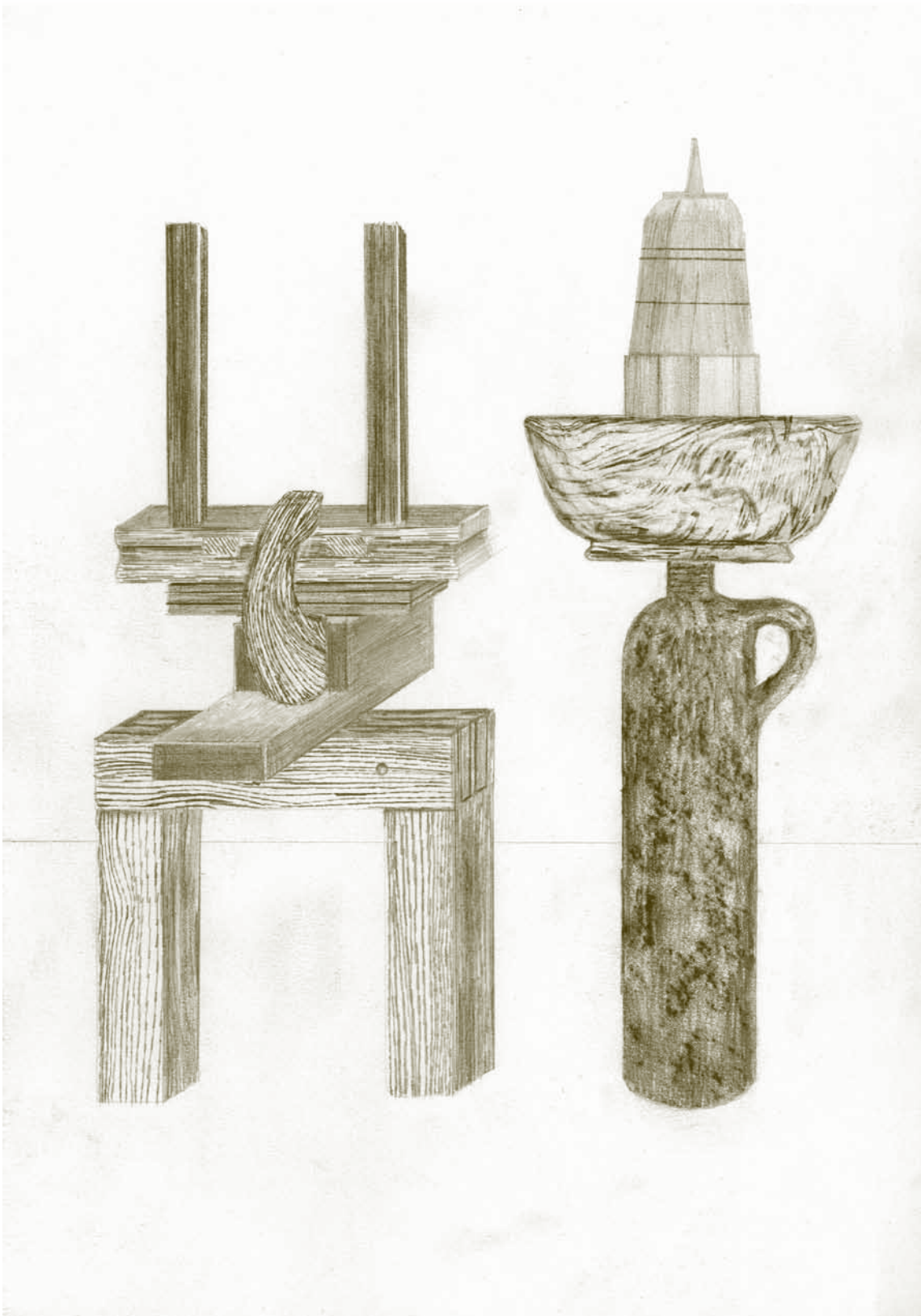
## S O M M E R

Die Kleine steht im weissen Kleid mit gelben Tupfen. Die Beine braun gebrannt und zerkratzt von den Strohballen. Die Sommerarbeit auf dem Bauernhof. Mittwoch. Sie kann nicht baden gehen, wie die Freundinnen. Arbeiten. Sie rollt das Stroh, von der Maschine zusammengeschnürt, übers Feld. Die Männer laden auf, schnell, vor dem Regen. Knapp zu Hause, fallen die ersten Tropfen. Von der Nässe gelöschter Staub des Hausplatzes auf der Zunge. Es blitzt, und bevor sie den ersten Donner hört, fällt der Regen schwer wie ein Bach. Sie trinkt die Tropfen, das feuchte Kleid am Körper: köstlich und kühl.



D U  
K O M M S T  
N I C H T  
D A H I N T E R

Wenn ich wach bin, schläft sie. Wenn ich schlafe, ist sie wach. Dieses Mal hat sie vier Freunde mitgebracht: einen grossen Grauen, eine grünäugige Schöne, ein abge- liebtes Stofftier und ihre tote Grossmutter. Die Grossmutter erzählt den anderen, die sich um sie im Halbkreis versammeln, Geschichten. Die Augen der Alten fun- keln im Dunkeln, aus dem Nichts. «Seht, sie schläft, tief und fest. Ruhig liegt sie in ihrem Bett und sieht friedlich aus, fast so, als wäre sie tot. Doch sie ist lebendig, eben hat sie geatmet. Sich gewendet, geseufzt. Erst später wird sie da liegen und nicht mehr atmen. Ihr Körper wird verschwinden. Doch das Bett bleibt. Es überdauert sie und dient anderen als Lager. So war es auch mit meinem.» – «Darin schläfst nun Du, meine Kleine. Ich komme dich nachts besuchen. Doch nun muss ich gehen, du scheinst zu erwachen. Denn wenn du schläfst, bin ich wach. Wenn du wach bist, liege ich in tiefem Schlaf.»



M O R G E N

G R A U E N

Weiss überall wo ich hinschaue. Falten, Täler, glatte Hänge. Schneebedeckte Weite. Einige fahren in grossen Schwüngen an schrägen Flanken. Da beginnt der Berg sich zu bewegen. Er knarrt, bäumt sich auf. Erst nur wenig, dann immer steiler. Die Fahrenden legen sich hin, klammern sich irgendwo fest. Doch der Berg faltet sich bedächtig auf. Unaufhaltsam, mächtig und stolz. Explosionen, entwurzelte Tannen. Riesige Spalte tun sich auf. Viele fallen, durcheinander. Stürzen ins Tal. Die Bergwände stehen nun fast senkrecht. Einen Moment hält der Koloss inne, unheimliche Stille. Dann schüttelt er sich noch einmal heftig. Und wirft die Letzten ab.

Leere.

Manchmal halte ich etwas in der Hand und spüre, wie es meinen Fingern entgleitet. Aber ich lasse es nicht los. An seiner Stelle beginnt etwas in mir zu fallen. Es kommt jedoch nicht am Boden an und zerschellt. Wundersamerweise bleibt es immer heil. Es ist nur der Augenblick des Loslassens, der schmerzt.



**SCHNITT** Wenn das Denken aufhört, wird's gefährlich. Dann herrscht rohe Gewalt. Ich sehe ein Messer in seiner Hand. Er setzt am Hals an und schlitzt das Tier mit einer präzisen Bewegung von oben nach unten auf. Es ist tot, doch ich bin lebendig. Es schmerzt unendlich und gross ist die Lust. Als das Messer ankommt, ganz unten. Wird es dunkel und später wieder hell.





## G A R T E N

Es ist ein Blumengarten, hat einen äusseren Rahmen und wuchert nach innen wild. Die Formen wiederholen sich: Blüten und Blätter ranken sich nicht ungezügelt, sondern in geheimer Absicht zu einem Muster. Geordnet und ungeordnet zugleich. Es ist ein Blumengarten und die Farben leuchten wild: etwas künstlich, Magenta und grellhelles Grün. Nicht natürlich aber auch nicht gänzlich abwegig. Der Grund ist nicht Erde, sondern ein ockerfarbenes Tuch. Es ist rechteckig und ein Beet. Rosen an den Rändern, die sich um ein Nichts ranken und nicht an einer Mauer hoch. Die ich erklettern könnte, um mir dabei die Daumen wund zu stechen. An den Dornen, die es da zweifellos gäbe. Die Rosen wuchern nach innen wild. Da wo das Herz laut schlägt.



D I G I

T U S

M I N I

M U S

Ich bin von kleiner Gestalt, daher rühre ich andere an. In mir schlummert das niedliche Kind, das alle mal waren und gerne wieder sind. Für eine kurze Weile. – Ich habe vier grosse Brüder, die alle wichtig sind. Ich bin klein, fein, hübsch anzuschauen. Da bleibt mir bloss das Kokettieren, ich spezialisiere mich auf das Verführen. Darin bin ich gut. Alle unterschätzen mich und meinen, mit mir sei einfach zu spielen. Doch ich locke sie, lulle sie ein. Bis sie mir verfallen und blind folgen. Dann liefere ich sie aus.



H O P P E

H O P P E

R E I T E R

Ich würde nicht rausgehen, Kleine. Die schwarzen Vögel versammeln sich und warten darauf, dass du dich rauswagst. Sie kommen in Scharen, kreisen über dir und stechen im Sinkflug auf dich nieder. Sie führen einen kruden Tanz auf, steigen auf und hinab und kreuzen sich quer. Es sind viele und die rufen andere. Es werden immer mehr. Sie schüchtern dich ein durch ihr wildes Geflatter. Unter ihrem ohrenbetäubenden Geschrei duckst du dich und hoffst, dass sie bald wieder gehen.

Ich würde nicht rausgehen, Kleine. Vielleicht stolperst Du, fällst hin. Sie warten nur darauf, dich zu packen. Und wegzutragen, in den Himmel. Dann fressen sie dich, die Raben. Zerfetzen, zerstückeln dich bei lebendigem Leib. Alle tun sich an dir gütlich, laben sich an deinem Fleisch. Hoch oben sitzen sie und triumphieren. Sie sind gründlich, nagen sauber. Alles was von dir übrig bleibt, lassen sie fallen. Kaum sind sie satt. Die Knochen prallen auf am Boden. Daneben landet weich dein Fell.



H A A R E

Die flaumigen Haare waren hellgrau, fast weiss. Ich sitze im Schlafzimmer der Mutter vor dem Spiegel und sehe ein Mädchen, in dem die Mutter sich nicht sieht.

L A S S E N

Es bürstet die jungen Haare und prüft dann, ob welche sich verfangen haben im borsigen Ding. Mit dem Kamm löst sie die Haare heraus, hebt den Deckel der gehämmerten Dose und legt die Braunen sachte zu den Grauen, die da schon sind. So bettet sie sich nah nur Mutter. Sie schliesst den Deckel. Drin bleiben die Haare verwahrt, beisammen für immer.

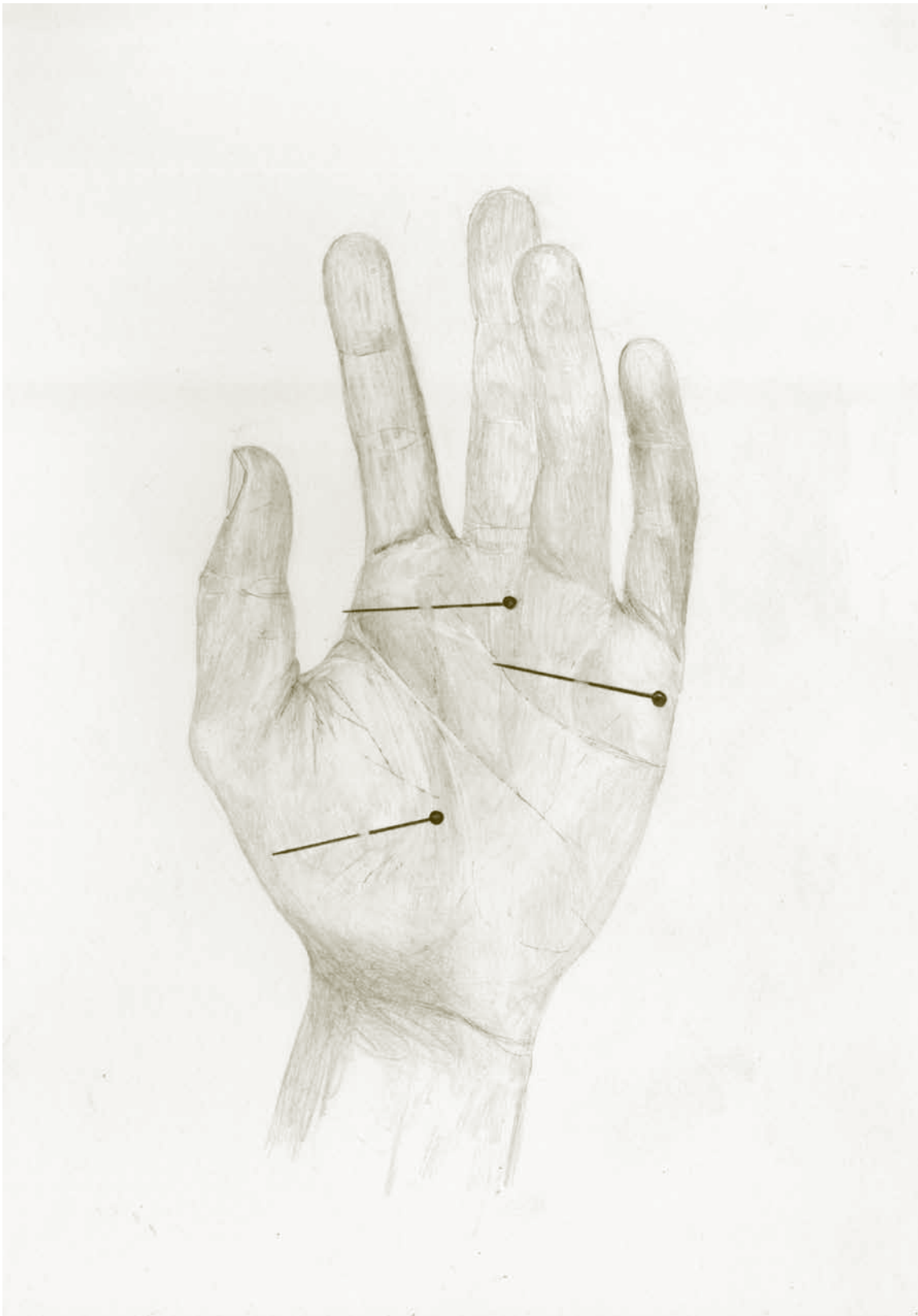
Später – heute – öffne ich den Deckel. Es sind keine Haare mehr drin von Mutter und Kind. Doch aus der Dose steigt ein Bild. Ich sitze im Schlafzimmer der Mutter und schaue in den Spiegel. Ich sehe eine reife Frau, wenig jünger noch, als meine Mutter damals war, und noch nicht grau. Und ohne Kinder, die ihre Haare in die Dose legen würden, lägen meine drin. In der Dose ist jetzt Faden, dünn wie Haare. In verschiedenen Farben. Und silberne Nadeln mit kleinem Ö. Zeug zum Nähen und zum Flicken, was zu flicken ist.



**D A** Ich betrete abends die Wohnung. Das Zimmer leuchtet, wie vom Mond erhellt. Doch der Mond scheint nicht, es ist Stadtlicht.

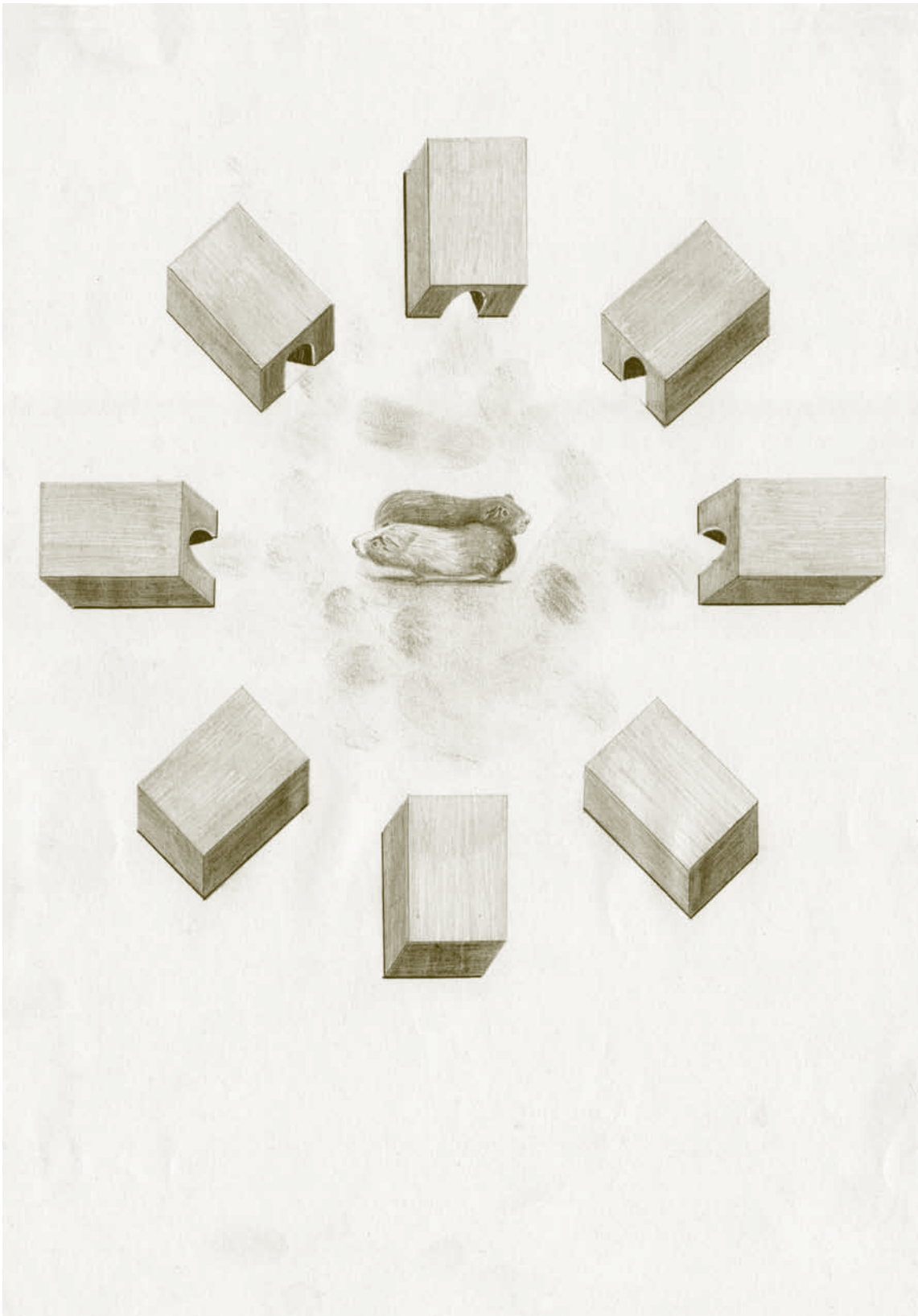
**W O** Nie ist es im Wohnzimmer wirklich dunkel.

**I C H** Draussen blinken farbige Lampen, im Schaufenster von Anita, zum Beispiel. Drin ist es ganz still, draussen ist Leben. Ich sehe Menschen vorbeieilen. Die auf die dunkle Nachbarswand projizierten Lichtflecken ziehen meinen Blick in die Wohnung über mir. Die Familie ist zuhause. Ich sehe den Schatten des Kindes schemenhaft in der Stube hüpfen. Mattglänzendes Licht überflutet meine Füße. Ich drehe mich um, schaue am Fenster stehend in mein Wohnzimmer hinein. Ich sehe ihn einen Moment lang so, als wäre ich nicht anwesend. So fühlen sich also Räume an, wenn niemand da ist. Leise und dumpf, wie unter einer Daunendecke. Nur das Licht verändert gegen Abend die Umrisse der Möbel. Pflanzenschatten beginnen sich zu formen, überziehen die Stuhlbeine. Bläuliches Licht weicht langsam dem künstlichen der Strassenlampen. Die Teekanne steht auf dem Tisch. Alles ist da, wo ich es am morgen liegen gelassen habe. Metall und Kacheln glänzen, Porzellan und Papier leuchten dunkelweiss. Lichtscheiben hängen am Kühlschrank. Etwas muss sich doch verändert haben. Für mich ist es woanders Abend geworden. Aber das kümmert den Ort, wo ich nicht war, wenig.



**J E T Z T**

Sie läuft eine Strasse hinunter, die Häuser rechts und links sind aus Karton gebaut. Blinde Fenster, schwarze Löcher. Weisse, hohe Gebäude neigen die Köpfe und deuten den Weg, der fern liegt: Eine enge Stelle weit vor ihr. Sie geht bis zum Ende der Strasse und dreht sich dann um. Unendlich lang schien ihr die Strecke zu sein, doch als sie zurückschaut, sieht sie durch ihre ergrauten Wimpern: Ihr ganzes Leben, das in fünf Minuten verging.



## E W I G

Das Jahr neigt sich dem Ende entgegen. Wir schauen zurück und sehen viele Augenblicke. Wir reihen sie wie Perlen auf den Faden, den wir Zeit nennen, unser Leben. Stunden, Tage, Jahre. Da kommt ein Augenblick neben den anderen zufällig zu liegen. Erlebnisse werden zu Erinnerungen. Vergangenheit wird gegenwärtig. Bilder, Gerüche, Geräusche: Bald verschmilzt in unserem Gefühl alles zu einem Ganzen, einer Perlenkette ohne Anfang und Ende. Ewiger Übergang. Rund, einzeln und gleichzeitig gefasst zu einem Ganzen. Das Jahr hört auf, ein Teil unseres Lebens. Wir nehmen Abschied, ein kleiner Tod. Am nächsten Tag erlebt ein neues Jahr eine kleine Geburt und wir mit ihm. Tag eins, Woche eins.

Das Leben geht weiter, nur die Zahlen nicht.



**D I E  
L Ä N G S T E  
N A C H T**

Die Tage stehen tief. Unter hochnebliger Last schleppen sie sich dem Jahresende entgegen, beginnen immer später und hören früher auf. An besonders düsteren Tagen scheint der Übergang von Nacht zu Tag und Tag zu Abend fast gänzlich verschwischt. Wachen und Schlafen verschmelzen. Wir dämmern am tiefsten Punkt des Jahres, fast stehen wir still. Doch mit der Wintersonnenwende bricht etwas wieder auf. Jeden Tag erhalten wir ein neues Quentchen Licht. Dieses fällt auf das zu einem kleinen Punkt in uns Gewordene. Es hebt den Kopf, schaut sich um. In alle Richtungen teilt es sich. Es erwacht, erstarkt, schlägt aus. Es wächst und wuchert, um schliesslich – diese Tage sind noch fern – wieder voll zu blühen.

Ohne die längste aller Nächte tritt die Wende nicht ein.



**Texte: Agnès Laube**  
**Illustrationen: Evelyne Laube**  
**Gestaltung: Lars Egert**  
**Druck: Oktoberdruck AG**

**© 2011, Agnès Laube/Evelyne Laube**

**Vielen Dank, Marietherese!**